

(Nachdruck verboten.)

55]

## Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Clara Brauner

„Guer Gnaden!“ ertönte dicht an Fomas Ohr ein heiserer Ausruf. „Spenden Sie etwas für den Bau eines Heiligen-schreines!“

Foma blickte den Bittenden gleichgültig an: das war ein redenhafter, härtiger, barsüßiger Kerl in einem zerlumpten Hemd und mit einem zerschlagenen, verschwollenen Gesicht.

„Nach, daß Du weiter kommst!“ brummte Foma und wandte sich von ihm ab.

„Du, Kaufmann! Wenn Du stirbst, wirst Du das Geld ja nicht mitnehmen, gib' mir etwas zu einem Schnaps! Oder bist Du zu faul, die Hand in die Tasche zu stecken?“

Foma blickte ihn wieder an: er stand vor ihm, mehr durch den Schmutz als durch die Kleider bedeckt, zitterte vor Betrunktheit und wartete beharrlich, indem er mit seinen blutunterlaufenen, verschwollenen Augen Foma ins Gesicht sah.

„Bittet man denn so?“ sagte ihm Foma.

„Was — soll ich eines Zehntopfenstücks wegen vor Dir hinknien?“ fragte der Barfüßler lech.

„Da!“ und Foma steckte ihm eine Münze in die Hand.

„Danke! . . . Fünfzehn Kopfen . . . danke! Wenn Du mir noch einmal so viel gibst, werde ich bis zu der Schenke dort auf allen vieren hinkriechen — willst Du?“ schlug der Barfüßler vor.

„Geh nur!“ sagte Foma und wehrte ihm mit der Hand ab.

„Ich habe Dir eine Ehre anstun wollen; wenn Du nicht willst, ist es nicht mein Nachteil,“ sagte der Barfüßler und trat zur Seite.

Foma blickte ihm nach und dachte: „Das ist ja ein verlorener Mensch, und wie mutig er ist . . . Er bittet um ein Almosen, wie man eine Schuld zurückfordert. Woher haben diese Menschen so viel Mut?“

Er senkte tief auf und antwortete sich selbst:

„Von der Freiheit . . . Sie sind durch nichts gebunden . . . was hat man da zu verlieren, was hat man zu fürchten? Und wofür fürchte ich mich? Was habe ich zu verlieren?“

Diese beiden Fragen schienen Foma einen Stoß ins Herz zu versetzen und riefen in ihm ein stumpfes Nichtbegreifen hervor. Er sah die arbeitenden Menschen an und dachte unangenehm daran, was er zu verlieren hatte und wofür er sich fürchtete . . .

„Ich werde wohl allein, durch meine eigne Kraft, keinen Ausweg finden . . . ich werde mich, wie bisher, als ein Dummkopf unter den Menschen herumtreiben, und alle werden mich verspotten und überborteilen . . . Wenn sie mich doch forstößen . . . und hassen würden . . . dann, dann — würde ich in die weite Welt hinausgehen . . . Ob ich da wollte oder nicht, ich müßte gehen!“

Von einer Landungsstelle drang schon längst ein lustiges Lied durch die Luft. Die Lastträger waren mit einer Arbeit beschäftigt, die rasche Bewegungen erforderte und paßten diesen die Strophen und den Refrain an.

„In der Schenke sitzt ein Kaufmann  
Und trinkt sich mit feinem Schnaps an“ —

erzählte der Vorsänger in lustigem Recitativ. Die Arbeiter fielen alle auf einmal ein. Und die Bässe schleuderten harte Töne in die Luft, während die Tenorstimmen sekundierten.

Foma lauschte dem Liede und ging zur Landungsstelle. Dort sah er, daß die Lastträger zwei Linien bildeten und aus dem Schiffsraum ungeheure Fässer mit Salzfishen auf Stricken herausrollten. Schmutzig, in roten Hemden mit offenen Aragen, mit Fausthandschuhen an den Händen und mit bis zum Ellbogen entblößten Armen standen sie über dem Schiffsraum und zogen lustig scherzend, mit von der Arbeit belebten Gesichtern, nach dem Takte des Liedes, an den Stricken. Aus dem Schiffsraum drang die hohe, lachende Stimme des unsichtbaren Vorsängers:

„Und die armen Bauernmagen  
Können sich mit Fusel plagen . . .“

Und die Arbeiter fielen laut und einig wie eine einzige große Brust ein.

Foma sah dieser Arbeit, die rhythmisch wie Musik war, voll Freude und Reiz zu. Die gebräunten Gesichter der Lastträger wurden durch ein Lächeln erhellt, die Arbeit war leicht und ging schnell vorwärts, und der Vorsänger hatte seinen guten Tag. Foma dachte, es wäre schön, mit guten Kameraden bei einem lustigen Lied tüchtig zu arbeiten, von der Arbeit müde zu werden, ein Glas Schnaps zu trinken und fetten Säftschki zu essen, die die dralle, lustige Wirtin der Arbeitergenossenschaft zubereitet hätte.

„Hink, Kinder, hink!“ ertönte neben ihm eine unangenehm heisere Stimme.

Foma wandte sich um. Ein dider Mensch mit einem ungeheuren Bauch klopfte mit dem Stock auf die Bretter der Landungsbrücke, blickte die Anflader mit seinem kleinen Augen an und sagte:

„Schwacht nicht so viel und arbeite rascher . . .“

Sein Gesicht und sein Hals triefen vor Schweiß, er wischte ihn sich mit der linken Hand ab und atmete so schwer, als gehe er bergauf.

Foma blickte diesen Menschen feindselig an und dachte: „Jene arbeiten und er schwitzt . . . Und ich bin noch schlechter . . . ich bin wie eine Krähe auf einem Zaun . . . Ganz unmüß.“

Aus jedem Eindruck löste sich bei Foma sofort der stehende Gedanke an seine Lebensunfähigkeit aus. Alles, worauf er seine Aufmerksamkeit richtete, hatte für ihn etwas Kränkendes, das sich ihm wie ein Stein auf die Brust legte. Neben ihm, bei der Warenwaage, standen zwei Matrosen, und der eine von ihnen, ein feister Durstige mit einem roten Gesicht, erzählte seinem Kameraden:

„Wie sie über mich hergefallen sind, da ist's losgegangen! Es waren ihrer vier, und ich war allein! Ich hab' aber nicht nachgegeben . . . denn ich wußte, sie würden mich dann kotprügeln! Auch ein Hammel schlägt ja aus, wenn man ihm bei lebendigem Leibe das Fell abzieht . . . Wie ich mich auf einmal losgerissen habe! Da sind sie nach allen Himmelsrichtungen hingerollt.“

„Du hast aber doch etwas abbekommen?“ erkundigte sich der zweite Matrose.

„Ja gewiß! Ich hab' schon was zu kosten gekriegt . . . ich hab' so fünf Schläge einstecken müssen . . . Was thut das aber? Sie haben mich nicht folgeschlagen, und ich danke Gott dafür!“

„Da hast Du recht.“

„Man sagt Euch ja, zum unteren Ende, Ihr Teufel!“ brüllte der schweißtriefende Mann mit wilder Stimme zwei Väter an, die ein Faß mit Fischen über das Deck rollten.

„Was schreist Du?“ wandte sich Foma streng an ihn, der bei seinem Zorn zusammengezuckt war.

„Was geht das Sie an?“ fragte dieser mit einem Blick auf Foma.

„Das will ich Ihnen sagen . . . Die Menschen arbeiten, und bei Dir schwitzt das Fett . . . und da glaubst Du, daß Du sie anschreien mußt?“ sprach Foma drohend und rückte zu ihm hin.

„Sie . . . mähigen Sie sich . . .“

Der Schweißtriefende riß sich auf einmal vom Platz los und ging ins Comptoir. Foma blickte ihm nach und ging auch fort, von dem Wunsch erfüllt, über jemand zu schimpfen, irgend etwas zu thun, um seine Gedanken nur für kurze Zeit von sich abzuwenden. Doch sie ließen ihm keine Ruhe:

„Der Matrose hat sich losgerissen und ist ganz geblieben! . . . Ja—a . . . und ich . . .“

Am Abend ging er wieder zu Majakins. Der Alte war nicht zu Hause, und im Speisezimmer saßen Djuba und ihr Bruder beim Thee. Als Foma zur Thüre schritt, hörte er die heisere Stimme von Laraj.

„Was zwingt denn den Vater dazu, sich mit ihm abzugeben?“

Als er Foma sah, schwieg er und richtete seinen ernstern

forschenden Blick auf dessen Gesicht. Ujuba konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen und sagte unzufrieden und zugleich sich entschuldigend zu Foma:

„Ah! Das bist Du . . .“

„Es war von mir die Rede,“ dachte Foma, indem er sich an den Tisch setzte.

Taraz wandte seine Augen von ihm ab und setzte sich bequemer in seinen Sessel. Eine Minute lang dauerte das unbefugliche Schweigen, und das war für Foma angenehm.

„Gehst Du zum Festessen?“ fragte endlich Ujuba.

„Zu was für einem denn?“

„Weißt Du das nicht? Kononow weiht sein neues Dampfschiff ein . . . Zuerst wird eine Messe abgehalten und dann fährt man die Wolga hinauf . . .“

„Man hat mich nicht eingeladen,“ sagte Foma.

„Man hat niemand eingeladen . . . Er hat einfach auf der Börse erklärt: jeder, der mich beehren will, ist willkommen!“

„Ich habe keine Lust dazu.“

„So? Es wird aber ein grandioses Trinkgelage werden,“ sagte Ujuba und blickte ihn von der Seite an.

„Ich kann für mein eignes Geld trinken, wenn ich will.“

„Das weiß ich,“ sagte Ujuba und nickte viel sagend mit dem Kopf.

Taraz spielte mit einem Theelöffel, indem er ihn zwischen den Fingern drehte und warf den beiden ab und zu einen Blick hin.

„Wo ist der Bate?“ fragte Foma.

„Er ist in der Bank. Heute ist die Sitzung des Verwaltungsrats. Es werden Wahlen stattfinden.“

„Man wird ihn wieder wählen.“

„Gewiß.“

Das Gespräch stockte wieder. Foma begann den Bruder und die Schwester zu beobachten. Taraz hatte den Löffel hingelegt und trank den Thee langsam in großen Zügen, dann schob er der Schwester das Glas schweigend hin und lächelte sie an. Auch sie lächelte freudig und glücklich, griff nach dem Glas und begann es kürrig auszuspielen. Dann nahm ihr Gesicht einen gespannten Ausdruck an, sie schien sich auf etwas vorzubereiten und fragte den Bruder halb laut und fast andächtig:

„Darf ich unser Gespräch wieder aufnehmen?“

„Bitte!“ erteilte Taraz kurz seine Erlaubnis.

„Du hast etwas gesagt . . . ich habe aber nicht verstanden, wie Du es meinst. Ich habe gefragt: wenn das alles Deiner Ansicht nach unausführbare Träume und Phantasiebilder sind, was soll dann ein Mensch beginnen, den die gegenwärtige Form des Lebens nicht befriedigt?“

Das Mädchen streckte sich mit ihrem ganzen Körper ihrem Bruder entgegen, und ihre Augen blieben mit gespannter Erwartung an seinem ruhigen Gesicht haften. Er blickte sie müde an, rückte auf dem Sessel herum und begann ruhig und eindringlich mit gesenktem Kopfe:

„Man muß es sich klar machen, aus welcher Quelle die Unzufriedenheit mit dem Leben stammt. Mir scheint, sie rührt erstens von dem Unvermögen zu arbeiten her, von dem Mangel an Achtung vor der Arbeit. Und zweitens von der falschen Vorstellung von den eignen Kräften. Das Unglück der Mehrzahl der Menschen liegt darin, daß sie sich zu etwas Größerem befähigt glauben, als sie tatsächlich vollbringen können. Und dabei wird von einem Menschen nicht viel gefordert: er soll sich eine Arbeit nach seinen Kräften aussuchen und sie möglichst gut und aufmerksam ausführen. Man muß das lieben, was man thut, dann erhebt sich selbst die größte Arbeit zur Kunst. Ein Stuhl, der mit Liebe gearbeitet worden, ist ein guter, hübscher und haltbarer Stuhl . . . Und so geht es bei allem . . . Hast Du Smiles gelesen? Lies ihn nur. Es ist ein sehr vernünftiges und gesundes Buch. Lies auch Lubbock. Vergiß überhaupt nicht, daß die Engländer das arbeitssamste Volk sind und daß ihre erstaunlichen Fortschritte auf dem Gebiete der Industrie und des Handels nur dadurch zu erklären sind. Bei ihnen ist die Arbeit fast ein Kultus. Die Höhe der Kultur steht immer im direkten Verhältnis zur Liebe zur Arbeit. Und je höher die Kultur ist, desto vollkommener werden die Bedürfnisse der Menschen erfüllt, und desto weniger Hindernisse findet die weitere Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse . . . So ist es also . . . Wie Du siehst, ist das Glück des Menschen durch sein Verhältnis zu seiner Arbeit bedingt.“

Taraz Majatin sprach so langsam und gedehnt, als sei es ihm selber unangenehm und langweilig zu sprechen. Und Ujubonj hörte ihm mit gerunzelten Brauen und, sich zu ihm beugend, mit gieriger Aufmerksamkeit in den Augen zu und war bereit, alles in ihre Seele aufzunehmen und einzusaugen.

„Nun, und wenn einem Menschen alles widerwärtig ist,“ sprach auf einmal Foma mit tiefer Stimme, indem er Taraz ins Gesicht blickte.

„Das heißt, was ist denn dem Menschen widerwärtig?“ fragte Taraz, ohne Foma anzublicken.

Dieser senkte den Kopf, stützte sich auf den Tisch und begann in dieser Stellung seine Auseinandersetzungen:

„Wenn alles nicht nach dem Herzen ist . . . Die Geschäfte und die Arbeit . . . Alle Menschen und Handlungen . . . Wenn ich zum Beispiel sehe, daß alles Betrug ist . . . Daß die Arbeit nur ein bloßer Zeitvertreib ist . . . Wir verstecken dahinter unsre Herzensleere. Die einen arbeiten, die andern kommandieren nur und schwitzen dabei . . . bekommen aber mehr. Warum ist denn das so? Was?“

„Ich kann Ihren Gedanken nicht erfassen,“ erklärte Taraz, als Foma schwieg und Ujubas geringschätzigen, zornigen Blick auf sich fühlte.

„Sie verstehen das nicht?“ fragte Foma und blickte Taraz lächelnd an. „Nun . . . ich will's anders sagen: ein Mensch fährt in einem Kahn über den Fluß. Der Kahn ist vielleicht fest, darunter ist aber doch immer die Tiefe. Der Kahn ist sicher: . . . wenn der Mensch aber diese dunkle Tiefe unter sich spürt . . . kann ihn sein Kahn nicht mehr retten.“

Taraz blickte Foma gleichgültig und ruhig an. Er schwieg dabei und klopfte mit den Fingern auf den Rand des Tisches. Ujuba rückte unruhig auf ihrem Sessel herum. Der Pendel der Uhr schlug mit einem tonlosen, seufzenden Laut die Sekunden. Und Fomas Herz pochte langsam und schwer, als fühlte es, daß niemand hier ein warmes Wort für seine schwereren Zweifel hatte.

„Die Arbeit ist noch nicht alles für den Menschen,“ sagte er mehr zu sich selbst als zu den Anwesenden, die an die Aufrichtigkeit seiner Worte nicht glaubten. „Es ist nicht wahr, daß die Arbeit eine Rechtfertigung ist. Die Menschen, die ihr ganzes Leben gar nicht arbeiten, leben besser als diejenigen, die arbeiten . . . wieso kommt das? Und die Arbeitenden sind einfach unglückliche Lastpferde! Man reitet auf ihnen herum, sie leiden, und das ist alles. Sie haben aber ihre Rechtfertigung vor Gott. Man wird sie fragen: wozu habt ihr gelebt? Dann werden sie sagen: wir haben keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken . . . wir haben unser ganzes Leben gearbeitet. Was für eine Rechtfertigung habe ich? Und wodurch werden sich alle Menschen, die das Kommando führen, rechtfertigen? Wozu haben sie gelebt? Ich bin der Meinung, daß alle durchaus mit Bestimmtheit wissen müssen, wozu sie leben!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Heros der Aufklärung auf dem Gebiete des Schulwesens.

Die ehrenwerten Leute, die nicht müde werden, uns den Gottessegnen eines starken Königums — möglichst ohne parlamentarischen Feigenblatt — anzupreisen, als wenn kein Märzesturm je über Preußen dahingefahren wäre, berufen sich bekanntlich mit großer Vorliebe auf den alten Fritz, wie sein persönliches Regiment auf allen möglichen und unmöglichen Gebieten so herrliche Früchte gezeitigt habe. Die sogenannten Geschichtsschreiber, deren Werke zum Beweise dafür angezogen werden, haben es denn in der That sogar fertig bekommen, Friedrich II. auf dem Gebiete der Jugend-erziehung reformatorisch thätig sein zu lassen. Einer von diesen kundigen Aiguren, Georg Weber, nennt deshalb den Preußenkönig den „Heros der Aufklärung auf dem Gebiete des Schulwesens“. Kronzeuge hierfür ist vermuthlich der alte Fritz selber, der einmal bei Gelegenheit von Ausführungen über das Finanzwesen die Jugenderziehung als einen Hauptzweig der Regierungsthätigkeit bezeichnet und also fortfährt: „Dieser so interessante Teil war vorher vielleicht zu sehr vernachlässigt worden, besonders auf dem platten Lande und in den Provinzen. Die zu reformierenden Schäden bestanden in folgendem: In den Dörfern der Junker versahen Schneider das Schulmeistergewerbe, und in den Gebieten der Krone wählten die Schultheißen sie ohne die nötige Vorsicht. Um einen so verderblichen Mißbrauch einzuschränken, ließ der König ans Sachsen gute Schullehrer kommen, erhöhte die Gehälter und sah darauf, daß die Bauern ihre Kinder zum Unterricht schickten. Gleichzeitig wurde

eine Verordnung erlassen, die den Geistlichen aufgab, die jungen Leute nicht zur Konfirmation zuzulassen; wenn sie nicht auf der Schule in ihrer Religion unterwiesen worden seien."

Man wird schon gelinden Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieses königlichen Eigenlobes verspüren, wenn man erfährt, daß jene aus Sachsen vertriebenen Musterlehrer die imponierende Schar von acht Mann darstellten, daß der König verfügte, die Schullehrerstellen seien mit invaliden Soldaten zu besetzen, daß von festen Gehältern durchweg nicht die Rede war, sondern die Lehrer sich auf die mageren Schulgelder für ihren Unterhalt angewiesen sahen. Besser aber als aus solchen Auseinandersetzungen wird man Friedrich des Großen Verdienste auf dem Gebiete des Schulwesens würdigen lernen aus dem schlichten Bericht eines unanfechtbaren Zeugen, des Pastors Gottfried Dressel. Dieser Mann kam 1779 als Prediger nach Charlottenburg, damals einem Orte von ungefähr 2800 Einwohnern, und wurde wegen seiner pädagogischen Kenntnisse und Neigungen auch mit der Aufsicht über das Schulwesen beauftragt. Er machte alsbald wunderbare Erfahrungen mit der Bildung, die Friedrichs II. aufklärende Tätigkeit unter der Charlottenburger Bevölkerung verbreitet hatte: "Diejenigen Kinder, welche sich bald nach meiner Ankunft zur Vorbereitung auf ihre Konfirmation meldeten und von welchen der größte Teil nie in die Schule gegangen oder seit drei und mehr Jahren selbige gänzlich verlassen hatte, waren bis auf wenige, und das waren besonders fleißige Schüler gewesen oder an einem andern Ort erzogen worden, so unwissend, daß ich glaubte, unter Heiden geraten zu sein, denen ich erst den unbefamten Gott predigen mußte".

Dressel mag also mit angenehmen Vorgefühlen an die Revision des Betriebes in den 6 Charlottenburger Schulen gegangen sein, wovon übrigens eine gerade dadurch verschwunden war, daß die alte Lehrerin sich in der Pyree ertränkt hatte. Die Wirklichkeit übertraf aber wohl seine schlimmsten Befürchtungen, als er eines Tages in der Schule erschien, wo ein verarmter Verschwander des Vafelamtes waltete. Es herrschte unter den Knaben und Mädchen der übersättesten Stube gerade ein Tohuwabohu wie auf einem polnischen Reichstag, so daß der mit dem Rücken zur Thüre sitzende Lehrer von Dressels Eintritt nichts merkte. Er blieb also sitzen und — kopierte Alten. Nahebei sah seine Frau, ein Kind auf dem Arm, machte sich nun aber spornstreichs aus dem Staube. Endlich wurde der eifrige Pädagoge durch ertliche Kinder auf den Eindringling aufmerksam gemacht und von diesem besragt, was er denn während der Schulstunden schreibe. "Ich schreibe einige Alten ab, das Schulgeld ist wenig, davon kann ich nicht leben, ich muß also nebenbei auch etwas verdienen", lautete die denkwürdige Antwort. Auf die weitere Frage, ob er denn nicht merke, daß die Kinder während seiner anderweitigen Beschäftigung selber Alfortria trieben und ohne seine Anleitung überhaupt nichts lernen könnten, meinte der Lehrer mit stolischer Ruhe: "Ja, das ist wohl wahr. Aber, wenn ich mir noch so viel Mühe geben wollte, so würden die wilden Bestien doch nichts lernen. Ich schelte, ich prügele genug, aber alles umsonst. Sie werden die Charlottenburger Zucht schon kennen lernen." "Aber, höre er nur", erwiderte Dressel, "er sollte weniger prügeln, weniger ehrlicher Leute Kinder Bestien schimpfen und desto mehr Thätigkeit unter den Schulstunden beweisen, da er sich doch zum Lehrer selbst aufgeworfen hat. Zweien Herren muß man nie auf einmal dienen wollen." Letzteres war freilich im gegebenen Falle eine billige Weisheit.

Da weitere Erörterungen zwecklos waren, so machte der Prediger sich daran, die Kinder zu prüfen. "Ach!" rief der Lehrer verzweifelt, "ich habe es ja schon gesagt, sie kennen nichts." "Daß er nur gut sein", meinte Dressel, "etwas werden sie doch wissen. Was lehrst du denn die Kinder?" Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen. "Gut, aber nicht auch Gottes Wort, den Katechismus?" "Ja, ich lasse manchmal die Gebote hersagen." "Erklärt er sie denn auch?" "Davon verstehen sie nichts."

Da der Lehrer gegen den Hinweis, er müsse es die Kinder lehren, sonst helfe alles Lernen nichts, durch Schweigen protezierte, so hob Dressel mit der Prüfung an, fand aber unter der ganzen Schar nur zwei Knaben, die das erste Gebot hersagen konnten, und mußte sich außerdem alsbald überzeugen, daß schlechterdings nichts geschehen war, um die Verstandeskräfte der Kinder zu entwickeln. Als er auf alle möglichen Fragen keine richtige oder vernünftige Antwort bekam, suchte er den Schülern den Unterschied zwischen "schaffen" und "machen" zu erklären, indem er ihnen seinen Hut zeigte und fragte: "Hat der Hutmacher den Hut gemacht oder erschaffen?" Die Antworten fielen verschieden aus. Er sagte ihnen nun, der Hut sei aus Haaren und Wolle gemacht. Die Verwendung dieses Gleichnisses führte zu dem lieblichen Ergebnis, daß Dressel auf die Frage, woraus Gott die Welt erschaffen habe, die klaffende Antwort erhielt: "Aus Haaren und Wolle." Das war ja nun zum Haarausraufen und man kann sich nicht wundern, daß Dressel darauf schlußendlich dieser Pflanzschule friedericianischer Aufklärung den Rücken lehrt. Ebensovienig wird man sich wundern, wenn er "mit gutem Gewissen" behauptet, von 14- und 15jährigen Präparanden auf die Frage: "Wer ist Christus?", die Antwort erhalten zu haben: "Ich weiß es nicht." Wie Christus gestorben ist, wußten sie auch nicht, und aus der Zwickmühle, ob Christus fromm gewesen sei oder gottlos gelebt habe, retteten sie sich mit der Küßelösung: "Gottlos."

Wenn es so in Charlottenburg, also unmittelbar unter den

Augen des aufklärenden Königs, aussah, so kann man sich leicht denken, was für Zustände erst auf dem platten Lande, im direkten Herrschaftsbereich des Junkertums, existierten. Dem der König war wenigstens nicht ausgesprochenemmaßen ein geschworener Feind der Volksbildung, die Junker dagegen hielten es, wie heute, so damals erst recht, mit dem bewährten Grundsatz, daß die dümmsten Arbeiter die besten seien. 1764 schrieb endlich ein preussischer Geistlicher an einen hohen Regierungsbeamten: "Die meisten Unterobrigkeiten und Patrone bekümmern sich ganz und gar nicht um das Schulwesen. . . Wenn der Bauer nur pflügen, mähen und dreschen kann, dann ist er schon ein guter Bauer, er mag übrigens wissen, ob ein Gott sei oder nicht. Ja, sollten Gw. zc. wohl glauben, daß viele Unterobrigkeiten eine anständige Erziehung ihrer Unterthanen ihrem Interesse zuwider halten? Man glaubt, je dümmmer ein Unterthan ist, desto eher wird er sich alles wie ein Vieh gefallen lassen. Wenn der Bauer nicht schreiben kann und ohne des Edelmanns Wissen auch nicht verreisen darf, so bleibt die in unsrem Lande befindliche Barbarei noch am sichersten verborgen." Wenn also der Jobstaden-dichter Kortum (1784) den Reichsbaron von Ohsewig den Standpunkt vertreten läßt, daß für den Bauer nur das ABe gut sei:

"Alle Gelegenheiten, mehrers zu lernen,  
That der Herr Patron weislich entfernen,  
Denn ein Bauer, welcher gelehrt  
Ist, wird hochmütig und höchst verkehrt."

so entspricht das zwar genau den Anschauungen der heutigen Junker, der Herren von der Rede, Nimmigerode o tutti quanti. Die Grundsätze des preussischen Adels zu Friedrichs II. Zeiten dagegen giebt Kortum insofern nicht richtig wieder, als die Edelsten und Besten dazumal auch die Kenner des ABe für einen überflüssigen und schädlichen Luxus hielten. Daß ihre Bemühungen, dem von der Kultur unbedeckten Leibeigenen diese verderbliche Wissenschaft möglichst fernzuhalten, unter dem Regierungssystem des alten Feig durchweg von Erfolg gekrönt waren, hindert natürlich den gelährten Vorkämpfer der Hohenzollernlegenden nicht, Friedrich II. nach wie vor als den "Heros der Aufklärung auf dem Gebiete des Schulwesens" zu feiern. —

## Kleines Heuilleton.

— **Praktische Mehlwurmwacht.** Cuno Lorenz schreibt in der Wochenschrift "Nerthus" (Altona-Ottensen, Chr. Adolff): Ein unentbehrliches Fütterungsmittel im Vogelhäus ist der Mehlwurm. Kein andres lebendes Futter ist das ganze Jahr hindurch mit so wenig Mühe und Aufwand zu beschaffen wie der Mehlwurm und dabei wird kein andres Futter auf die Dauer mit solcher Vorliebe genommen, wie gerade er. Häufig sieht man, daß der Mehlwurm in irdenen Töpfen, Einmachgläsern oder in Blechbüchsen gezüchtet wird. Derartige Gefäße muß ich als für eine erträgliche Zucht ungeeignet erklären. Die stets kalten Wände eines irdenen Topfes, eines Glases oder einer Blechbüchse halten auch ihren inneren Raum, zumal im Winter, kühl und diese Kälte wirkt natürlich auf die nach Wärme begehrenden Mehlwürmer und Käfer und somit auch auf die Fortpflanzung nachteilig ein. Am besten eignet sich für Zuchtzwecke eine Holzkröte. Ein sehr gefälliges Format ist ein Kistchen in der Länge von 50—60 Centimeter, in der Breite von 35—45 Centimeter und in der Höhe von 25 Centimeter. Dieses Kistchen muß allerorts dicht sein, darauf ist es sorgfältig zu untersuchen. Werden irgendwo offene Ritzen oder Löcherchen entdeckt, seien sie auch noch so klein, so müssen sie verpicht werden. Das macht man am besten mit gewöhnlichem Tischlerleim. Klebrig gemacht, läßt man diesen in die Ritze oder das Loch laufen und darin erkalten. Auch Siegellack läßt sich verwenden, doch ist er nicht zu empfehlen, da er leicht bei etwaigen Stößen, denen die Kiste ausgesetzt ist, abspringt. Den oberen, inneren Rand der Kiste beschlägt man mit einem 5—6 Centimeter breiten Blechbande oder mit einem Glasstreifen von gleicher Breite. Erforderlich ist es natürlich, daß diese Streifen die ganze Innenseite des Randes gut bedecken und namentlich in den vier Ecken dicht aufeinander stoßen. Die an verschiedenen Stellen zwischen Ritzenwänden und dem aufgelegten Blechbande bezw. Glasstreifen entstandenen Hohlräume, die leicht den Mehlwürmern einen Ausweg aus der Kiste gewähren könnten, sind ebenfalls sorgfältig mit Leim auszufüllen. Als Verschlus für die Kiste ist ein übergestülpter Deckel zu benutzen, der den äußeren oberen Kistenrand scharf umfaßt, so daß ein Entschlüpfen keinem Käfer möglich ist. Die Mittelfläche des Deckels schneide man zu einem nach Möglichkeit großen Loch aus, über das man eng anliegend Gaze oder Fliegendraht spannt. Die Kiste selbst fülle man gut bis zur Hälfte mit Kleie, am besten Weizenkleie, in diese stecke man alte, möglichst oft und zu vielen unregelmäßigen Falten zusammengekneiffte Lappen, wie Strumpfen, Sadtsacke zc. Ebenfolche Lappen lege man auf die Kleie. Es empfiehlt sich auch, mit Zwischenraum von 3—4 Millimeter aufeinander gebundene, bei Bedarf voneinander lösbare Bretchen (nicht Eigarrenstiebtretchen) schräg in die Kleie zu schieben. Die Zwischenräume zwischen den Bretchen sind sowohl ein Lieblingsaufenthaltsort der Würmer, wie die Lappen eine beliebte Brutstätte für die Käfer. Nun bringe man das nötige Leben in die Kiste. Für die oben er-

wähnte Größe genügt ein Fassentopf voll Würmer oder Käfer, um schon nach der ersten vollständigen Umwandlung von der eignen Nüchtrung ausgiebigen Gebrauch machen zu können.

Außer mit der bereits in die Kiste geschütteten Kleie füttert man die Mehlwürmer mit alten trockenen Semmeln, Weißbrot und Brotkrusten sowie mit Mehl in geringem Quantum. Will man die Mehlwürmer besonders gut mästen und dem Vogel, der Echte usw. einen jeden Nutzen besonders fest machen, so lege man von Zeit zu Zeit, etwa alle 14 Tage, einen mit dickem Biere getränkten Lappen auf die Kleie. Für einen Umberstand aber halte ich es geradezu, den Mehlwürmern Fleischreste, markhaltige Knochen oder gar tote Tiere zum Fraße vorzulegen. Diese Sachen bereiten durch ihre Fäulnis- und Schimmel-erregung bei weitem mehr Schaden als Nutzen.

Als Standort für die Mehlwurmkiste wähle man einen warmen, trocknen, nicht zu dumpfigen Platz. Obgleich dieser Platz trocken sein soll, wäre es verkehrt, in der Kiste selbst dürre Trockenheit herrschen zu lassen. Es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit, namentlich im heißen Sommer, durch Einlage eines mit Wasser oder Bier mäßig getränkten Lappens etwas Feuchtigkeit den Tieren in der Kiste zuzuführen. —

**cc. Kostspielige Enten.** Aus Paris wird berichtet: Die Politik der Ersparnisse hat neue Opfer gefordert: Die Enten im Park des Luxembourg sind aus dem Staatsdienste entlassen worden. Wie werden diese Vögel enden, die gewissermaßen Beamte waren und zu der Verwaltung des Senats gehörten? Vielleicht in der Waipsaune eines Parkwärters oder unter dem Messer eines Küchenmeisters der Quästur? Niemand weiß es. Sicher ist nur, daß sie aus dem Budget der ersten Kammer gestrichen worden sind. Man hat nämlich entdeckt, daß sie nicht weniger als 4000 Fr. jährlich kosteten, und zwar 1000 Fr. für das Futter, 1400 Fr. Gehalt für den Gärtner, der für sie zu sorgen hat, und 1600 Fr. für die Reparatur der von ihnen verursachten Schäden. Da die Zahl dieser Staatsenten 40 beträgt, kommt jeder Vogel auf 100 Fr. pro Jahr zu stehen, was selbst bei den heutigen hohen Fleischpreisen etwas kostspielig ist. —

**k. Kindermund.** Ein Londoner Junge kam zum erstenmal aufs Land, und dort wurde seine Aufmerksamkeit auf ein Pferd gelenkt, das am Wege grasste. „Das ist kein Pferd,“ sagte er protestierend, „das ist eine Kuh.“ Gegenversstellungen von seiten seines erwachsenen Gefährten hatten keinen Erfolg. „Es ist kein Pferd,“ erklärte der Junge von neuem, „es ist eine Kuh; Pferde haben Droschken hinter sich!“ — In einer Familie war ein Mädchen, das den Kindern sehr alt schien. Sie wollten gern ihr Alter wissen, waren aber zu wohl-erzogen, um eine Frage zu stellen, die verlegend hätte sein können. So erjaunen sie denn eine List. Einer der Knaben las nun in einem Buch, daß die Aloe nur einmal in hundert Jahren blühen soll. Da fragte er das Mädchen schmeichelnd: „Hast Du die Aloe schon oft blühen sehen?“ — Ein kleines Mädchen verkündete stolz einer Freundin: „Wir haben ein Kind bekommen.“ — „Oh, aber wir brauchen Feins,“ erwiderte die andre, „denn wir haben ein — Klavier bekommen.“ — Johnny und Harry sind der Sorge der großen Schwester überlassen, da Mama ausgegangen ist. Abends wollen sie aufbleiben, um die Mitter zu erwarten, aber die Schwester brachte sie unachgiebig zu Bett. Harry bewahrte eine große Gleichgültigkeit, Johnny aber schrie kräftig. Die Schwester horchte unten an der Treppe und hoffte, sie würden bald artig sein. Schließlich hörte Johnny auf, und die Horcherin hörte ihn sagen: „Jetzt schreie Du ein bißchen, Harry, ich bin zu müde.“ — „Großvater,“ sagte ein kleines Kind, „bist Du sehr alt?“ — „Ja, mein Kind, Dein armer Großvater ist sehr alt.“ — „Hast Du noch Zähne?“ — „Nein, mein Kind, ich habe alle verloren.“ — „Dann laßst Du meine Nüsse aufbewahren.“ —

### Geographisches.

— Die „verlorene“ Grenze von Texas. Die Westgrenze von Texas gegen Neu-Mexiko wird durch den 103. Längengrad gebildet; sie ist 1850 beschloffen, 1859 wenigstens teilweise von J. W. Clark begangen und durch Hügel und sonstige Zeichen markiert worden, und 1891 hat sie der Kongreß bestätigt. Neuere offizielle Karten (denen unter andern auch die letzte Ausgabe des Andersonschen Handatlasses folgt) zeigen nun Abweichungen davon, indem auf ihnen die erwähnte Grenze 3 bis 4 1/2 Kilometer westlich des 103. Längengrades verläuft, und man hat deshalb Nachforschungen veranstaltet, um die Ursachen dieser Abweichungen zu ermitteln. Das Ergebnis wird von M. Baker von der amerikanischen „Geological Survey“ im „Nat. Geogr. Mag.“ vom Dezember v. J. mitgeteilt. Danach ist die auf den neueren Karten erscheinende Veränderung im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß spätere Vermessungsabteilungen (so die von Major 1874) nicht mehr den Clark'schen Grenzhügel aufgefunden haben, der die Nordwestecke von Texas bezeichnet und den Ausgangspunkt der Grenze bildet. Stellen, an denen man den Grenzhügel vermutete, lagen westlicher als der 103. Längengrad; man nahm also an, daß Clark's Längengradbestimmungen nicht zuverlässig waren und kam damit zu einer Grenzlinie, die eigentlich ungezogen ist, d. h. Kongreßbeschlüssen nicht entspricht. Die Angelegenheit ist nicht allein von geographischem, sondern auch ganz besonders von praktischem Interesse; denn es können im Grenzgebiete Erdböden oder Mineralien entdeckt werden, und dann entsteht natürlich ein kostspieliger und heftiger Grenzstreit. Maßgebend sind allein, weil sie durch Kongreßbeschlüsse bestätigt sind, die durch Clark

errichteten Grenzhügel, und es ist bedeutungslos, ob sie auch wirklich auf dem 103. Meridian westlicher Länge liegen, das heißt, ob Clark die Längen für seine Vermessungen zuverlässig bestimmt hat oder nicht. Aber von diesen Grenzhügeln sind nur noch ganz wenige vorhanden, und auf einer Strecke von über 200 Kilometer sind solche auch überhaupt nicht errichtet worden, und darum ist eine zuverlässige Neuvermessung erforderlich. Die „Geological Survey“ wird damit wohl bald befaßt werden. Man wird die noch vorhandenen Grenzhügel dann als ein Noli tangere respektieren und — so vermuten wir — die übrigen Marken genau auf den 103. Meridian setzen, so daß die Grenze zwischen beiden Staaten ihre Geradlinigkeit verlieren dürfte. — („Globus“.)

### Meteorologisches.

**en.** Ob es auf Bergen häufiger hagelt als in der Ebene oder in Thälern, darüber giebt eine Untersuchung Aufschluß, die in der Umgebung von Rom mehrere Jahre lang vorgenommen worden ist. Das italienische Meteorologische Amt veröffentlicht jetzt eine Arbeit von Professor Monti, der die Ergebnisse aus den vorhandenen Beobachtungen zieht. Die ausgewählten Wetterwarten waren für die Klärung der Frage besonders geeignet, es waren nämlich die Warte des Collegio Romano in Rom selbst und die von Montecavo, die in der Nähe von Rom in einer Höhe von 1000 Metern über dem Meere gelegen ist. Die Beobachtungen erstreckten sich auf den Zeitraum von acht Jahren. Während dieser Zeit wurden in Rom 41 Tage mit Hagelschlag gezählt, in Montecavo dagegen 80. Am häufigsten trat Hagel im April und Oktober ein, am seltensten in Juli und Dezember. Aus diesen Zahlen ergiebt sich also die Thatsache, daß es auf Bergen häufiger hagelt. Die Bildung von Hagel wird von manchen Meteorologen mit dem Betrag der atmosphärischen Electricität in Zusammenhang gebracht, und daher hat Professor Monti auch das Vorkommen von Gewittern an beiden Plätzen in Betracht gezogen. In der gleichen Zeit wurden in Rom 176, in Montecavo 129 Gewitter gezählt. Es hat demnach den Anschein, daß der häufigere Hagel in Gebirge mit einer Steigerung der atmosphärischen Electricität nicht in Beziehung steht. Professor Monti hat nach einer andern Erklärung gesucht. Zuweilen ist die mittlere monatliche Temperatur in Rom um etwa 10 Grad höher als auf dem Berg von Montecavo, und aus dieser Thatsache würde es sich begreifen lassen, daß der Niederschlag, der auf dem Berg als Hagel niedergeht, in Rom als Regen fällt, weil die Hagelförner beim Durchgang durch die warme Luftschicht schmelzen, ehe sie zur Ebene gelangen. —

### Humoristisches.

— **Vorstellung.** „Nell, der Herr sucht eine Frau mit Herz und Gemüt; ich hab' Dich offeriert. Produzier Dich.“ —  
— **Moderne Bauern.** „Unren Stall geben mir für die Sommerfrischer her, weil mir 's Viech do so allaweil auf der Ausstellung ham.“ —  
— **Der vorwitzige Fremde.** Kellnerin: „Den schaug ol' Persch schickt er mi zwonmal zum Drausschenta und iagt hot er an Rausch von der ersten Maß, und is no a Quartl drin!“ — („Simplicissimus.“)

### Notizen.

— Das Schauspielhaus wird noch in dieser Spielzeit Shakespeares „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“ zur Aufführung bringen. —  
— Die Duse wird im Frühjahr mit einer italienischen Troupe an einer hiesigen großen Bühne d'Annunzios „Francesca da Rimini“ aufzuführen. —  
— Das Münchener Heberbrettel „Die Elf Scharfrichter“ wird vom 10. bis 16. April im Künstlerhause (Vellebuestraße) gastieren. —  
— Gerhart Hauptmanns „Weber“ werden am 13. April ihre erste sächsische Aufführung in Leipzig erleben. —  
— Die Thraneei der Thranen, ein Lustspiel des australischen Schriftstellers E. Haddon Chambers wird nächstens im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg erstmalig gegeben werden. —  
— Adolph Weisse, bisher Schauspieler am Deutschen Volkstheater in Wien, ist Mitdirektor dieses Instituts geworden. Er ist der neue Geldgeber des Theaters. —  
— „Der Haubentrieg“, eine komische Oper von Meyer-Dibersleben geht am 25. März im Münchener Hoftheater in Scene. —  
— 20000 Franks aus der vom Institut de France verwalteten Desbrousses-Stiftung wurden dem Radiumforscher Dr. Curie in Paris in Anerkennung seiner bisherigen wichtigen Forschungen und zur Weiterführung derselben zugesprochen. —